

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Als die einunddreißigjährige Rahel nach vielen Jahren zurückkehrt in ihr Heimatdorf im südindischen Kerala, ist nichts mehr, wie es einst war. Die Konservenfabrik der Familie verfallen, die geliebte Mutter tot, der Zwillingenbruder verstummt. Zurückgeblieben sind nur die Erinnerungen an eine Kindheit am Fluss, an die bewundernde Liebe zu Velutha, dem dunklen Angestellten ihrer Großmutter, und an einen tragischen Tag im Jahr 1969, der alles veränderte.

»Geschickt komponiert Arundhati Roy eine kleine Geschichte aus vielen unscheinbaren Zufälligkeiten, dass am Schluss eine große Geschichte entsteht.« *Literarisches Quartett*

Arundhati Roy, geboren 1959, wuchs in Kerala auf und lebt in Neu-Dehli. Den internationalen Durchbruch schaffte sie mit ihrem Debüt »Der Gott der kleinen Dinge«, für das sie 1997 den Booker Prize erhielt. In den letzten zehn Jahren widmete sie sich außer ihrem politischen und humanitären Engagement vor allem ihrem zweiten Roman »Das Ministerium des äußersten Glücks«.

Anette Grube, geboren 1954, lebt in Berlin. Sie ist die Übersetzerin von Werken von Vikram Seth, Chimamanda Ngozi Adichie, V.S. Naipaul, Mordecai Richler, Kate Atkinson, Richard Yates u. a.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

ARUNDHATI ROY

*Der Gott
der kleinen
Dinge*

Roman

Aus dem Englischen
von Anette Grube

FISCHER Taschenbuch



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, August 2017

Die englische Originalausgabe erschien 1997
unter dem Titel »The God of Small Things« bei Flamingo
© 1997 by Arundhati Roy

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2017 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany

ISBN 978-3-596-29952-2

Paradise Pickles & Konserven

DER MAI IN AYEMENEM ist ein heißer, brütender Monat. Die Tage sind lang und feucht. Der Fluss schrumpft, und schwarze Krähen laben sich an leuchtenden Mangos in reglosen, staub-grünen Bäumen. Rote Bananen reifen. Jackfrüchte platzen auf. Schmeißfliegen brummen stumpfsinnig in der nach Früchten duftenden Luft. Dann prallen sie gegen Fensterscheiben und sterben verdutzt in der Sonne.

Die Nächte sind klar, jedoch durchdrungen von Trägheit und dumpfer Erwartung.

Anfang Juni setzt dann der Südwestmonsun ein, und es folgen drei Monate voll Wind und Wasser, unterbrochen von kurzen Intervallen grellen, glitzernden Sonnenlichts, das sich begeisterte Kinder schnappen, um damit zu spielen. Die Landschaft wird schamlos grün. Grenzmarkierungen verwischen, wenn Tapiokazäune Wurzeln schlagen und Blüten treiben. Ziegelmauern werden moosgrün. Pfeffersträucher winden sich an Strommasten empor. Rabiater Kriechpflanzen sprengen den Lateritboden und schlängeln sich über die überschwemmten Straßen. Boote schippern durch die Basare. Und in den Pfützen, die die Schlaglöcher in den großen Landstraßen ausfüllen, tauchen kleine Fische auf.

Es regnete, als Rahel nach Ayemenem zurückkehrte. Schräge, silberfarbene Schnüre prallten auf die lockere Erde,

wühlten sie auf wie Geschützfeuer. Das alte Haus auf dem Hügel trug sein steiles Giebeldach tief über die Ohren gezogen wie einen Hut. Die von Moos überwachsenen Mauern waren aufgeweicht und platzten fast vor Feuchtigkeit, die aus dem Boden aufstieg. Im wilden, wuchernden Garten wisperten und raschelten kleine Lebewesen. Eine Rattenschlange rieb sich im Unterholz an einem glänzenden Stein. Gelbe Ochsenfrösche kreuzten hoffnungsvoll im schaumigen Teich und suchten nach Weibchen. Ein durchnässter Mungo flitzte über die mit Laub bedeckte Einfahrt.

Das Haus wirkte verlassen. Türen und Fenster waren verschlossen. Die vordere Veranda war kahl. Unmöbliert. Aber der himmelblaue Plymouth mit den Heckflossen aus Chrom stand noch immer davor, und drinnen war Baby Kochamma noch immer am Leben.

Sie war Rahels kleine Großtante, die jüngere Schwester ihres Großvaters. Eigentlich hieß sie Navomi, Navomi Ipe, aber alle Welt nannte sie Baby. Zu Baby Kochamma wurde sie, als sie alt genug war, eine Tante zu sein. Rahel war allerdings nicht gekommen, um sie zu besuchen. Weder Nichte noch kleine Großtante gaben sich diesbezüglich irgendwelchen Illusionen hin. Rahel war gekommen, um ihren Bruder Estha zu sehen. Sie waren zweieiige Zwillinge. »Dizygotisch«, wie die Ärzte es nannten. Gezeugt aus zwei verschiedenen, jedoch gleichzeitig befruchteten Eiern. Estha – Esthappen – war um achtzehn Minuten älter.

Sie hatten sich noch nie sehr ähnlich gesehen, Rahel und Estha, und auch als sie dünnarmige Kinder gewesen waren, flachbrüstig, wurmverseucht, mit Elvis-Presley-Tolle, fragte keiner das übliche »Wer ist wer?« oder »Welches ist welches?«,

weder die übermäßig lächelnden Verwandten noch die syrisch-orthodoxen Bischöfe, die das Haus in Ayemenem häufig aufsuchten, um Spenden zu erbitten.

Konfusion herrschte an einem tieferen, geheimeren Ort.

In jenen frühen amorphen Jahren, als das Gedächtnis gerade einsetzte, als das Leben nur aus Anfängen bestand und nichts ein Ende hatte, als alles für immer war, hielten sich Esthappen und Rahel, wenn sie an sich beide dachten, für ein einziges Ich, und einzeln waren sie ein Wir oder Uns. Als wären sie eine seltene Art siamesischer Zwillinge, mit getrennten Körpern, aber mit einer gemeinsamen Identität.

Jetzt, Jahre später, erinnert sich Rahel daran, wie sie eines Nachts aufwachte und leise über Esthas komischen Traum lachte.

Sie hat auch andere Erinnerungen, die zu haben sie kein Recht hat.

Sie erinnert sich zum Beispiel daran (obwohl sie nicht dabei war), was der Orangenlimo-Zitronenlimo-Mann im Abhilash Talkies mit Estha gemacht hat. Sie erinnert sich an den Geschmack der Tomatensandwiches – *Esthas* Sandwiches, die *Estha* gegessen hat – im Madras-Express nach Madras.

Und das sind nur die kleinen Dinge.

Wie auch immer, jetzt denkt sie an Estha und Rahel als an *sie*, denn einzeln betrachtet sind *sie* nicht mehr das, was *sie* einmal waren oder was *sie* dachten, dass *sie* jemals sein würden.

Jemals.

Ihr Leben hat jetzt eine Größe und eine Form. Estha hat seines und Rahel ihres.

Ecken, Kanten, Grenzen, Ränder und Schranken sind an ih-

ren getrennten Horizonten aufgetaucht wie ein Trupp Kobolde. Kleine Gestalten mit langen Schatten, die als Wachtposten am nebelhaften Ende stehen. Zarte Halbmonde haben sich unter ihren Augen gebildet, und sie sind so alt, wie Ammu war, als sie starb. Einunddreißig.

Nicht alt.

Nicht jung.

Aber ein lebensfähiges, sterbensfähiges Alter.

Beinahe wären sie im Bus geboren worden, Estha und Rahel. Der Wagen, in dem Baba, ihr Vater, Ammu, ihre Mutter, ins Krankenhaus nach Shillong bringen wollte, als es so weit war, blieb in Assam auf der kurvenreichen Straße durch die Teeplantage liegen. Sie ließen den Wagen zurück und hielten einen überfüllten öffentlichen Bus an. Mit dem eigentümlichen Mitgefühl der Armen für die vergleichsweise Wohlhabenden – oder vielleicht nur, weil sie sahen, dass Ammu hochschwanger war – überließen sitzende Fahrgäste ihre Plätze dem Paar, und während der restlichen Fahrt musste Esthas und Rahels Vater den Bauch ihrer Mutter (mit ihnen darin) festhalten, um die Erschütterungen aufzufangen. Das war, bevor sie sich scheiden ließen und Ammu nach Kerala zurückkehrte.

Estha behauptete, wenn sie im Bus geboren worden wären, hätten sie für den Rest ihres Lebens umsonst mit dem Bus fahren dürfen. Es war nicht klar, woher er diese Information hatte oder wie er auf derartige Dinge kam, aber die Zwillinge hegten jahrelang einen leisen Groll gegen ihre Eltern, weil sie sie um den lebenslangen Genuss von Freifahrten mit dem Bus gebracht hatten.

Außerdem glaubten sie, dass die Regierung ihre Beerdigung

bezahlen würde, sollten sie auf einem Zebrastreifen überfahren werden. Sie waren fest davon überzeugt, dass Zebrastreifen nur aus diesem Grund existierten. Kostenlose Beerdigungen. Natürlich gab es in Ayemenem keine Zebrastreifen, auf denen man umkommen konnte, und auch nicht in Kottayam, der nächsten Stadt, aber in Cochin, das eine zweistündige Autofahrt entfernt war, hatten sie aus dem Autofenster welche gesehen.

Die Regierung kam nicht für Sophie Mols Beerdigung auf, weil sie nicht auf einem Zebrastreifen getötet wurde. Die Trauerfeier fand in Ayemenem in der alten Kirche mit dem neuen Anstrich statt. Sophie Mol war Esthas und Rahels Cousine, die Tochter ihres Onkels Chacko, und sie war auf Besuch aus England da. Estha und Rahel waren sieben Jahre alt, als sie starb. Sophie Mol war fast neun. Sie bekam einen Kindersarg.

Mit Satin ausgeschlagen.

Mit schimmernden Messinggriffen.

Sie lag darin in ihrer gelben Schlaghose aus Polyester, mit einem Band im Haar und ihrer schicken kleinen Handtasche made in England, die sie heiß und innig liebte. Ihr Gesicht war bleich und so runzlig wie der Daumen eines Wäschers, weil sie zu lange im Wasser gelegen hatte. Die Trauergemeinde versammelte sich um den Sarg, und vom Klang der traurigen Lieder schwoll die gelbe Kirche an wie ein Hals. Priester mit lockigen Bärten schwangen Weihrauchtöpfe an Ketten und lächelten kein einziges Mal die Babys an, so wie sie es an gewöhnlichen Sonntagen taten. Die langen Kerzen auf dem Altar waren verbogen. Die kurzen nicht.

Eine alte Dame, die so tat, als wäre sie eine entfernte Verwandte (die niemand erkannte), und häufig bei Beerdigungen

neben dem Leichnam auftauchte (ein Beerdigungsjunkie? Eine latent Nekrophile?), träufelte Kölnisch Wasser auf einen Wattebausch und betupfte damit Sophie Mols Stirn, mit an-dächtiger und leise herausfordernder Miene. Sophie Mol roch nach Kölnisch Wasser und dem Holz des Sarges.

Margaret Kochamma, Sophie Mols englische Mutter, ließ nicht zu, dass Chacko, Sophie Mols leiblicher Vater, tröstend den Arm um sie legte.

Die Familie stand beieinander. Margaret Kochamma, Chacko, Baby Kochamma und neben ihr ihre Schwägerin Mammachi – Esthas und Rahels (und Sophie Mols) Großmutter. Mammachi war fast blind und trug stets eine dunkle Brille, wenn sie aus dem Haus ging. Ihre Tränen tropften dahinter hervor und rannen zitternd an ihrem Unterkiefer entlang wie Regentropfen an einer Dachkante. In ihrem steifen, eierschalenfarbenen Sari sah sie klein und krank aus. Chacko war Mammachis einziger Sohn. Ihr eigener Schmerz peinigte sie. Seiner brach ihr das Herz.

Zwar war es Ammu, Estha und Rahel gestattet, an der Beerdigung teilzunehmen, aber sie mussten abseits vom Rest der Familie stehen. Niemand würdigte sie eines Blickes.

In der Kirche war es heiß, und die weißen Ränder der Aronstablüten kräuselten und wellten sich. In einer Blume im Sarg starb eine Biene. Ammus Hände zitterten und mit ihnen ihr Gesangbuch. Ihre Haut war kalt. Estha stand neben ihr, halb schlafend, die schmerzenden Augen glitzernd wie Glas, und drückte seine heiße Wange an die bloße Haut von Ammus zitterndem, gesangbuchhaltendem Arm.

Rahel dagegen war hellwach, grimmig und wachsam und gereizt und erschöpft vom Kampf gegen das wirkliche Leben.

Sie bemerkte, dass Sophie Mol ihre Beerdigung in wachem Zustand miterlebte. Sophie machte Rahel auf zwei Dinge aufmerksam.

Ding eins war die frisch gestrichene Kuppel der gelben Kirche, die Rahel noch nie von innen betrachtet hatte. Sie war blau wie der Himmel, bemalt mit vorbeiziehenden Wolken und winzigen, schwirrenden Flugzeugen, die kreuz und quer durch die Wolken flogen und weiße Kondensstreifen hinterließen. Es stimmt (und muss gesagt werden), dass es zweifellos leichter war, diese Dinge zu bemerken, wenn man in einem Sarg lag und nach oben blickte und nicht in einer Kirchenbank stand, eingekeilt zwischen gramgebeugten Hüften und Gesangbüchern.

Rahel dachte an denjenigen, der sich die Mühe gemacht hatte und dort hinaufgestiegen war, mit Eimern voll Farbe – Weiß für die Wolken, Blau für den Himmel, Silber für die Flugzeuge –, mit Pinseln und Verdünner. Sie stellte ihn sich dort oben vor, jemanden wie Velutha, mit glänzendem nackten Oberkörper, wie er auf einem Brett saß, das am Gerüst in der hohen Kirchenkuppel hing, und silberne Flugzeuge auf den blauen Kirchenhimmel malte.

Sie überlegte, was passieren würde, falls ein Seil riss. Sie stellte sich vor, wie er wie ein schwarzer Stern aus dem Himmel fiel, den er geschaffen hatte. Wie er zerschmettert auf dem heißen Kirchenboden lag und dunkles Blut aus seinem Schädel sickerte wie ein Geheimnis.

Zu diesem Zeitpunkt hatten Esthappen und Rahel bereits gelernt, dass die Welt über andere Möglichkeiten verfügt, um Menschen zu zerbrechen. Der Geruch war ihnen bereits vertraut. Faulig süß. Wie verblühte Rosen im Wind.

Ding zwei, das Sophie Mol Rahel zeigte, war das Fledermausbaby.

Während des Gottesdienstes beobachtete Rahel eine kleine schwarze Fledermaus, die an Baby Kochammas teurem Trauersari hinaufkletterte, sich mit gebogenen Krallen vorsichtig festklammerte. Baby Kochamma schrie auf, als das Tier die Stelle zwischen Sari und Bluse, ihren Wulst der Traurigkeit, ihre nackte Taille erreichte, und schlug mit dem Gesangbuch um sich. Der Gesang brach ab für ein »Wasistlos? Wasistpassiert?«, für ein Flügelsurren und ein Sariflattern.

Die traurigen Priester entstaubten mit goldberingten Fingern ihre lockigen Bärte, als hätten Spinnen ganz unerwartet Netze darin gesponnen.

Das Fledermausbaby flog zum Himmel empor und wurde zu einem Flugzeug, allerdings ohne Kondensstreifen.

Nur Rahel bemerkte, wie Sophie Mol in ihrem Sarg heimlich ein Rad schlug.

Der traurige Gesang setzte wieder ein, und sie sangen dieselbe traurige Strophe zum zweiten Mal. Und erneut schwoll die gelbe Kirche von den vielen Stimmen an wie ein Hals.

Als sie Sophie Mols Sarg auf dem kleinen Friedhof hinter der Kirche in das Grab hinunterließen, wusste Rahel, dass sie noch nicht tot war. Sie hörte (an Sophie Mols Stelle) den leisen Aufprall des roten Lehms und den lauten Aufprall der orangefarbenen Lateritklumpen, die den Hochglanz des Sarges ruinierten. Sie hörte die dumpfen Geräusche durch das polierte Holz des Sarges, durch sein Satinfutter. Die Stimmen der traurigen Priester waren gedämpft von Lehm und Holz.

*In deine Hände legen wir, barmherziger Vater,
die Seele dieses verstorbenen Kindes.
Ihren Körper übergeben wir der Erde,
Erde zu Erde, Asche zu Asche, Staub zu Staub.*

Unter der Erde schrie Sophie Mol, zerfetzte mit den Zähnen Satin. Aber durch Erde und Steine sind Schreie nicht zu hören.

Sophie Mol starb, weil sie keine Luft bekam.

Ihre Beerdigung brachte sie um. Staub zu Staub zu Staub zu Staub zu Staub. Auf ihrem Grabstein stand: Ein Sonnenstrahl, der nur flüchtig auf uns fiel.

Ammu erklärte ihnen später, dass »flüchtig« »vorübergehend« und »kurz« bedeutete.

Nach der Beerdigung brachte Ammu die Zwillinge zurück zum Polizeirevier von Kottayam. Das Revier kannten sie bereits. Dort hatten sie den größten Teil des vorhergehenden Tages verbracht. Sie wussten schon, dass Wände und Möbel einen scharfen beißenden Gestank nach altem Urin verströmten, und hielten sich vorsorglich die Nase zu.

Ammu fragte nach dem verantwortlichen Polizeioffizier, und nachdem man sie in sein Zimmer geführt hatte, sagte sie, es liege ein schrecklicher Irrtum vor, und sie wolle eine Aussage machen. Sie bat darum, Velutha sehen zu dürfen.

Inspektor Thomas Mathews Schnurrbart war so adrett wie der des freundlichen Air-India-Maharadschas, aber seine Augen blickten verschlagen und gierig.

»Dafür ist es ein bisschen spät, nicht wahr?«, sagte er in dem ungehobelten Dialekt des Malayalam, den man in Kottayam sprach. Während er redete, startete er auf Ammus Brüste. Er

sagte, die Polizei wisse alles, was sie wissen müsse, und dass die Polizei in Kottayam keine Aussagen von *veshyas* und ihren illegitimen Kindern aufnehme. Ammu erwiderte, das würden sie schon sehen. Inspektor Thomas Mathew ging um den Schreibtisch und näherte sich Ammu mit seinem Schlagstock.

»Wenn ich Sie wäre«, sagte er, »würde ich ganz still sein und nach Hause gehen.« Dann berührte er mit dem Schlagstock ihre Brüste. Sachte. *Tapp, tapp*. Als würde er Mangos in einem Korb auswählen. Diejenigen bestimmen, die er verpackt und nach Hause geliefert haben wollte. Inspektor Thomas Mathew schien zu wissen, wen er schikanieren konnte und wen nicht. Polizisten haben diesen Instinkt.

Auf einem rot-blauen Schild an der Wand hinter ihm stand:

P flichtbewusstsein

O rdnungsliebe

Loyalität

Information

Zucht

Effizienz

Integrität

Als sie das Polizeirevier verließen, weinte Ammu, deshalb fragten Estha und Rahel sie nicht, was *veshya* bedeutete. Oder *illegitim*. Es war das erste Mal, dass sie ihre Mutter weinen sahen. Sie schluchzte nicht. Ihre Miene war hart wie Stein, aber Tränen füllten ihre Augen und liefen ihr über die starren Wangen. Die Zwillinge waren krank vor Angst. Ammus Tränen machten alles, was ihnen bislang unwirklich erschienen war, wirklich.

Sie fuhren mit dem Bus zurück nach Ayemenem. Der Schaff-

ner, ein schmaler, in Khaki gekleideter Mann, kam auf sie zu und hielt sich dabei an den Haltestangen fest. Er lehnte sich mit seiner knochigen Hüfte an die Kante eines Sitzes und knipste mit seinem Fahrkartenlocher in Ammus Richtung. *Wohin?* sollte das Knipsen bedeuten. Rahel roch das Bündel Fahrkarten und den säuerlichen Geruch der eisernen Haltestangen an den Händen des Schaffners.

»Er ist tot«, sagte Ammu leise zu ihm. »Ich habe ihn umgebracht.«

»Ayemenem«, sagte Estha schnell, bevor der Schaffner die Geduld verlor.

Estha holte das Geld aus Ammus Börse. Der Schaffner reichte ihm die Fahrkarten. Estha faltete sie sorgfältig zusammen und steckte sie in die Tasche. Dann nahm er seine erstarrte, weinende Mutter in seine kleinen Arme.

Zwei Wochen später wurde Estha zurückgegeben. Man zwang Ammu, ihn zu seinem Vater zurückzuschicken, der mittlerweile seinen einsamen Job auf der Teeplantage in Assam aufgegeben hatte, nach Kalkutta gezogen war und in einer Firma arbeitete, die Kohlengrus produzierte. Er hatte wieder geheiratet, das Trinken (mehr oder weniger) eingestellt und nur gelegentlich einen Rückfall erlitten.

Estha und Rahel hatten sich seit damals nicht mehr gesehen.

Und jetzt, dreiundzwanzig Jahre später, hatte ihr Vater Estha zurück-zurückgegeben. Er hatte ihn mit einem Koffer und einem Brief nach Ayemenem geschickt. Der Koffer war voll schicken neuer Kleidung. Baby Kochamma zeigte Rahel den Brief. Er war in einer schrägen, femininen Klosterschulhandschrift

geschrieben, aber die Unterschrift am Ende war die ihres Vaters. Oder zumindest war es sein Name. Rahel hätte die Unterschrift sowieso nicht wiedererkannt. In dem Brief stand, dass ihr Vater den Kohlengrus-Job aufgegeben habe und nach Australien auswandere, wo er eine Stelle als Chef des Sicherheitsdienstes in einer Keramikfabrik angenommen habe, und dass er Estha nicht mitnehmen könne. Er wünschte allen in Ayemenem das Beste und schrieb, dass er Estha besuchen werde, sollte er jemals nach Indien zurückkehren, was, so fuhr er fort, jedoch ziemlich unwahrscheinlich sei.

Baby Kochamma sagte zu Rahel, dass sie den Brief behalten könne, wenn sie wolle. Rahel steckte ihn zurück in den Umschlag. Das Papier war weich und faltig geworden wie Stoff.

Sie hatte vergessen, wie feucht die Monsunluft in Ayemenem sein konnte. Aufgedunsene Schränke ächzten. Verschlossene Fenster sprangen auf. Bücher weichten zwischen den Buchdeckeln auf und wellten sich. Seltsame Insekten tauchten am Abend auf wie Ideen und verbrannten an Baby Kochammas matten 40-Watt-Glühbirnen. Am nächsten Tag lagen ihre steifen, verkohlten Leichen auf dem Boden und den Fensterbrettern herum, und es roch verbrannt, bis Kochu Maria sie auf ihrer Kehrrechtschaufel aus Plastik fortschaffte.

Er hatte sich nicht verändert, der Juniregen.

Der Himmel öffnete sich, und das Wasser stürzte herab, erweckte den widerspenstigen alten Brunnen zu neuem Leben, überzog den schweinelosen Schweinestall mit grünem Moos, belegte stille teefarbene Pfützen mit einem Bombenteppich, so wie die Erinnerung einen stillen teefarbenen Geist bombardiert. Das Gras war nassgrün und zufrieden. Glückliche Re-

genwürmer wanden sich purpurn im Schlamm. Grüne Nesseln nickten. Bäume verneigten sich.

Weiter weg, in Wind und Regen, am Ufer des Flusses, in der plötzlichen Gewitterdunkelheit des Tages, ging Estha spazieren. Er trug ein T-Shirt, so rot wie zerdrückte Erdbeeren und jetzt nass und dunkel, und er wusste, dass Rahel gekommen war.

Estha war immer ein stilles Kind gewesen, so dass niemand auch nur einigermaßen exakt angeben konnte, wann genau (zumindest das Jahr, wenn schon nicht den Monat oder den Tag) er aufgehört hatte zu reden. Das heißt, wann er das Reden ganz eingestellt hatte. Tatsache ist, dass es kein »wann genau« gab. Es war eine schrittweise Reduktion und Stilllegung des Betriebs gewesen. Ein kaum wahrnehmbares Stillerwerden. Als ob ihm einfach der Gesprächsstoff ausgegangen wäre und er nichts mehr zu sagen hätte. Doch Esthas Schweigen war nie unangenehm. Nie aufdringlich. Nie laut. Es war kein vorwurfsvolles, trotziges Schweigen, vielmehr eine Art Sommerschlaf, ein Ruhezustand, das psychologische Äquivalent zu dem, was Lungenfische tun, um die Trockenzeit zu überstehen, nur dass in Esthas Fall die Trockenzeit ewig zu dauern schien.

Im Lauf der Jahre hatte er sich die Fähigkeit angeeignet, wo immer er war, mit dem Hintergrund zu verschmelzen – mit Bücherregalen, Gärten, Vorhängen, Eingängen, Straßen –, unbelebt zu erscheinen, für das ungeübte Auge nahezu unsichtbar. Fremde brauchten gewöhnlich eine Weile, bis sie ihn bemerkten, sogar wenn sie mit ihm im selben Zimmer waren. Noch länger brauchten sie, bis ihnen auffiel, dass er nie etwas sagte. Manchen fiel es nie auf.

Estha nahm sehr wenig Raum ein in der Welt.

Nach Sophie Mols Beerdigung, nachdem Estha zurückgegeben worden war, schickte ihn sein Vater auf eine Jungenschule in Kalkutta. Er war kein außergewöhnlicher Schüler, aber er blieb auch nicht zurück oder war in irgendeinem Fach besonders schlecht. *Ein durchschnittlicher Schüler* oder *zufriedenstellende Leistungen* lauteten im Allgemeinen die Kommentare, die seine Lehrer in das jährliche Zeugnis schrieben. *Nimmt nicht an Gruppenaktivitäten teil*, beschwerten sie sich wiederholt. Aber was genau sie mit »Gruppenaktivitäten« meinten, erklärten sie nie.

Estha schloss die Schule mit mittelmäßigen Resultaten ab, er weigerte sich jedoch, auf ein College zu gehen. Stattdessen begann er, anfänglich sehr zum Unmut seines Vaters und seiner Stiefmutter, die Hausarbeit zu erledigen. Als ob er auf seine Art versuchte, sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Er fegte, wischte auf und wusch die ganze Wäsche. Er lernte kochen und Gemüse einkaufen. Hinter ihren Pyramiden aus eingeeiltem, glänzendem Gemüse erkannten ihn die Händler im Basar bald wieder und bedienten ihn, ungeachtet des Protestgeschreis der anderen Kunden, immer auf der Stelle, reichten ihm die verrosteten Film Dosen, in die er das von ihm ausgewählte Gemüse legte. Er feilschte nie. Sie hauten ihn nie übers Ohr. Nachdem das Gemüse ausgewogen und bezahlt war, packten sie es in seinen roten Einkaufskorb aus Plastik (Zwiebeln nach unten, Auberginen und Tomaten obendrauf), und dazu stets einen Zweig Koriander und eine Handvoll grüner Chilis umsonst. All das brachte Estha dann in einer überfüllten Trambahn nach Hause. Eine stille Blase, die auf einem Meer aus Lärm dahintrief.

(...)